

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Mastretta, Angeles
Emilia

Roman. Großdruck
Aus dem Spanischen von Petra Strien

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 3986
978-3-518-45986-7

suhrkamp taschenbuch 3986

Als Emilia Sauri am 12. Februar 1873 um sieben Uhr morgens geboren wird, ist der Mond noch nicht verschwunden, und auch die Sterne stehen günstig: Leidenschaft, gepaart mit Sanftheit, wird den Charakter des Mädchens prägen. Das Leben werde ihr tiefen Kummer, aber auch höchstes Glück bescheren, prophezeite ihr Tante Milagros Veytia und wünschte ihrem Patenkind Verrücktheit, Waghalsigkeit, Intelligenz, Witz, Mut, Vertrauen und den Beistand der Götter der Maya. Angeles Mastretta erzählt die Lebensgeschichte der emanzipierten Emilia, die Ärztin wird und »auf der die Gewißheit lastet, daß sie zwei Männer mit der gleichen Intensität liebt«. »Wir Frauen«, sagt Angeles Mastretta weiter, »verfügen über Schätze, Einsichten, die nirgends niedergeschrieben sind und die an andere Frauen weiterzugeben unsere Pflicht ist.« Das hat sie mit »einem der schönsten Romane über die Liebe aus einem Kontinent, der überreich an Liebesgeschichten ist« (*Tomás Eloy Martínez*), getan.

Angeles Mastretta, 1949 in Puebla, Mexiko, geboren, lebt heute in Mexiko-Stadt.

Für *Emilia* erhielt sie 1997 den namhaftesten lateinamerikanischen Literaturpreis Rómulo Gallegos. Ihr Roman *Mexikanischer Tango* (st 1787) ist ebenfalls im Suhrkamp Verlag erschienen, ebenso wie ihr Erzählungsband *Frauen mit großen Augen* (st 2297).

Angeles Mastretta

Emilia

Roman

Aus dem Spanischen von
Petra Strien

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 1996 unter dem Titel

Mal de amores

© Angeles Mastretta, 1996

Umschlagfoto: Édouard Boubat/Top-Rapho/Eyedea/Laif

suhrkamp taschenbuch 3986

Erste Auflage dieser Ausgabe 2008

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1998

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten durch Suhrkamp Verlag,
Frankfurt am Main, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-45986-7

1 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

Emilia

Für Héctor Aguilar Camín

mit seiner strengen Ordnung im Kopf und dem
freimütigen Chaos im Herzen

Diego Sauri kam auf einer kleinen Insel zur Welt, auf einer wilden, einsamen Karibikinsel vor der Küste Mexikos, einer einzigen Verlockung aus Farbenspiel und Licht. Gegen Mitte des 19. Jahrhunderts gehörten alle Inseln und das gesamte Festland dahinter zum Staate Yucatán. Die Furcht vor Piraten, die immer wieder den Frieden dieses in zwanzig Blautönen schillernden Meeres störten, hatte die Inseln entvölkert. Erst nach 1847 wagten die Menschen allmählich wieder zurückzukehren.

Der letzte Mayaaufstand der Gegend war lang und blutig gewesen wie noch kaum einer in der mexikanischen Geschichte. Die Mayas, in einem Kult um ein mysteriöses, sprechendes Kreuz verbunden, hatten sich in den Urwäldern und Küstenregionen, wo einst ihre Ahnen herrschten, gegen die weißen Siedler erhoben und waren mit Macheten und englischen Gewehren über sie hergefallen. Auf der Flucht vor dem grausamen Gemetzel, das sich *Krieg der Kasten* nannte, hatte es schließlich einige Familien auf die *Fraueninsel* verschlagen mit ihrem tropischen Grün und den weißen Stränden.

Kaum waren sie an Land gegangen, beschlossen die neuen Insulaner, Kreolen und Mestizen, Nachfahren von verirrtten Reisenden und Abkömmlingen abenteuerlichster Rassenverschmelzungen, die nichts als ihr nacktes Leben zu verteidigen hatten, jeder solle so viel Land erhalten, wie er urbar machen könne. Sie rodeten Unkraut und Gestrüpp, und so kamen Diego Sauris Eltern in den Besitz eines Teils des leuchtenden Strandes und eines schmalen Küstenstreifens und errichteten mitten darin die Palmenhütte, unter deren Dach ihre Kinder zur Welt kommen sollten.

Blau war das erste, was Diego Sauris Augen entdeckten, denn rings um das Haus war alles ein Leuchten in tiefem Blau und glasklarem Licht. In seiner Kindheit tat Diego nichts, als im Urwald herumzutoben oder sich im endlosen Sand zu räkeln, sanft von den Wellen gestreichelt, ein Fisch mitten in einem Schwarm gelber und violetter Fische. Er gedieh prächtig unter der Sonne, und doch war er von einer unerklärlichen Unrast. Seine Eltern hatten Frieden auf der Insel gefunden, nur er schien stets von etwas getrieben, als habe er irgendwo in der Fremde noch eine Schlacht zu schlagen. Seine Großmutter meinte, seine Ahnen seien in einer eigenen Brigantine auf der Halbinsel Yucatán gestrandet; woraufhin sein Vater

halb stolz, halb im Scherz zu antworten pflegte: »Sie waren nämlich Piraten.«

Wie auch immer, Diego Sauri sehnte sich mit den Jahren mehr und mehr nach einem anderen Horizont als Wasser, so weit der Blick reichte. Er besaß die Gabe zu heilen, wie sein Vater entdeckt hatte, als der kleine Junge die schon halbtoten, fürs Abendbrot mitgebrachten Fische wieder lebendig machte. Seine Begabung wurde Diego schnell zur Passion. Mit dreizehn hatte er seiner Mutter bei ihrer schwersten Geburt beigestanden; und bald schickten auch andere Frauen wegen seiner flinken Hände und seiner starken Nerven in schwierigen Fällen nach ihm. Seine Kunst basierte auf reinem Instinkt, doch war er mit der würdevollen Ruhe eines Mayapriesters gesegnet, gleich ob er die Heilige Jungfrau vom Karmel oder die Göttin Ixchel um Hilfe anrief.

Mit neunzehn Jahren wußte er bereits alles, was man auf der Insel über Kräuter und jede Art Heiltrank in Erfahrung bringen konnte, hatte sämtliche in dieser Gegend gestrandeten Bücher gelesen und besaß einen Todfeind; einen Mann, der von Zeit zu Zeit mit einer Menge Geld über die Insel herfiel, Geld, an dem Blut und Albträume klebten. Fermin Mundaca y Marechaga war Waffenhändler. Er bereicherte sich an dem endlosen Krieg der Kasten und

erholte sich von seinen schmutzigen Geschäften beim Fischen und mit ewigen Aufschneidereien vor den friedliebenden Insulanern. Das allein reichte, um ihn für Diego zum Feind zu machen, doch als Heiler wußte er noch mehr über den Mann.

Eines Nachts hatte ihm jemand Mundacas derzeitige Gefährtin mit eingeschlagenem Gesicht vor die Tür geschleppt. Sie war am ganzen Körper zerschunden und brachte keinen Mucks mehr hervor, nicht mal ein Jammern. Diego kurierte sie und behielt sie im Haus seiner Eltern, bis sie wieder laufen und ohne quälende Erinnerung in den Spiegel sehen konnte. Dann schaffte er sie auf das erste Segelschiff, das die Insel verließ. Bevor sie aufs Schiff ging, kritzelte sie in den feinen, glitzernden Sand das Wort *Ab Xoc*, das in der Mayasprache Hai bedeutet. Das war der Spitzname Fermin Mundacas, des Mannes, der den Mayas die Waffen und der Landesregierung die Schiffe zu ihrer Bekämpfung verhökerte. Dann tat die Frau, blaß und scheu, zum ersten und letzten Mal den Mund auf und hauchte »danke«.

Noch am selben Abend wurde Diego Sauri auf dem Weg zu Krankenbesuchen von fünf Männern überfallen. Sie prügelten ihn halbtot, fesselten ihn an Händen und Füßen und stopften ihm den Mund zu, als er sie noch verfluchte. Dann schloß er die Augen,

und der Anblick des riesigen gelben Mondes mit dem höhnischen Grinsen eines Gottes blieb auf ewig in sein Gedächtnis gegraben.

Als er sich wieder fragen konnte, was mit ihm geschehen war, spürte er schaukelndes Wasser unter dem Verschlag, in den man ihn gesperrt hatte. Er befand sich auf einem Schiff, wer weiß mit welchem Ziel, doch statt heillosen Entsetzens packte ihn blanke Neugier. Bei allem Unglück: Er war auf dem Weg in die weite Welt.

Nie sollte er herausfinden, wie viele Tage er in jenem Verlies zugebracht hatte. Um ihn war fortwährend Nacht, so daß er allmählich das Gefühl für die Zeit verlor. Mindestens fünfmal hatte das Schiff angelegt, bevor der Kerl, der ihm jeden Tag ein paar Brocken Brot und einen Spalt Licht brachte, die Tür aufschloß.

»*So here we are*«, sagte ihm der rote Riese so mitfühlend, wie er vermochte, und ließ ihn frei.

Here war ein eisiger Hafen in Nordeuropa.

Einige Jahre später und um zahlreiche Erfahrungen reicher kehrte Diego Sauri nach Mexiko zurück, und es war, als fände er damit unwillkürlich zu sich selbst. Er sprach vier Sprachen, hatte in zehn Ländern gelebt, für Ärzte, Forscher und Pharmazeuten gearbei-

tet, die Straßen und Museen in Rom und die Plätze in Venedig bis zum letzten Winkel erkundet. Er war zu einem kauzigen Vagabunden geworden, und doch wünschte er sich nichts sehnlicher, als daß Fortuna ihn an die Hand nehmen und für die restliche Zeit seines Lebens heim an den alten Suppentopf und unter das alte Dach führen möge.

Er war knapp siebenundzwanzig, als er eines Abends von Bord ging und wohligh die glutheiße Luft von Veracruz einsog, die ihm vertraut war wie seine Seele. Die Gegend glich seiner Insel, und obwohl der Boden dunkler war und das Wasser trüber, jubelte er. Wenn man nicht nach unten sieht, dachte er, könnte man sich fast heimisch fühlen.

Raschen Schritts ließ er das schwüle, lärmende Hafengelände hinter sich, ging zur Plaza und betrat dort einen Gasthof voll brodelnden Lebens. Es duftete nach eben geröstetem Kaffee und frischem Brot, nach Tabak und Anis. Mitten in dem anheimelnden Wirrwarr, dem Geschnatter der Leute und dem Umherwieseln der Kellner nahm er nichts weiter wahr als die Augen von Josefa Veytia.

Diego hatte genug Zeit mit der Suche nach dem Glück vertan, um nicht auf der Stelle zu begreifen, daß es ihm jetzt winkte. All die Jahre war er durch die Welt geirrt, damit das Leben ihm nun genau dort

eine Zukunft verhiess, wo sie ihm einst geraubt worden war. Wie benommen wankte er zum Tisch der Frau.

Josefa Veytia war mit ihrer Mutter und ihrer Schwester Milagros aus Puebla nach Veracruz gekommen, um ihren Onkel, Miguel Veytia, abzuholen, der mit einem Schiff aus Europa erwartet wurde. Er war ein jüngerer Bruder ihres Vaters, der auf die glorreiche Idee verfallen war, ihn noch seiner Familie ans Herz zu legen, bevor er selbst sich davonstahl und verschied. Josefa war damals zwölf, Milagros siebzehn Jahre, und ihre Mutter befand sich in dem undefinierbaren Alter, in dem die Frauen sich einrichteten, wenn sie kein Interesse mehr hatten, eine zu sein.

Onkel Miguel Veytia pflegte ein halbes Jahr in Barcelona zu leben und ein halbes in Puebla. In beiden Städten redete er die meiste Zeit über die Geschäfte und Schwierigkeiten, die ihm am jeweils anderen Ort zu schaffen machten. Sein Leben verlief angenehm ruhig, als wäre alle Tage Sonntag. Montags befand er sich immer just auf der anderen Seite des Meeres.

An besagtem Abend hatten die Veytias schließlich erfahren, daß zwei Wochen vorher die spanische Republik ausgerufen worden war und der Onkel, ein

passionierter Liberaler, beschlossen hatte, in Spanien zu bleiben, bis sich das Freudenfest legte.

»Wer weiß schon, was aus Spanien wird«, meinte Diego Sauri, als er wie ein alter Freund am Tisch aufgenommen worden war. Und dann erzählte er vom Republikfieber mancher Spanier und von der Monarchiebegeisterung anderer.

»Wetten, daß sie in einem Jahr wieder nach einem König rufen«, prophezeite er aufgekratzt wie immer, wenn er über Politik sprach, doch zugleich von einer ganz anderen Leidenschaft erfüllt, weitaus greifbarer als seine Prophezeiungen.

Fünfzehn Monate später, im Dezember 1874, riefen die Spanier König Alfons XII. zum König aus, und Diego Sauri heiratete Josefa Veytia in der romantischen Kirche von Santo Domingo, die noch heute steht, ganz verschlafen, nur zwei Häuserblocks entfernt von Pueblas Hauptplatz.

Zufrieden mit einem erfüllten und abwechslungsreichen Leben, erfreuten sich die Sauris zehn ruhiger Ehejahre gemeinsamen Glücks, ohne daß der Zufall oder das Schicksal ihnen Nachwuchs bescherte. Am Anfang waren sie so mit sich selbst beschäftigt, daß ihnen gar keine Zeit für Sorgen darüber blieb, daß die tagtäglich miteinander erlebten Wonnen ihnen nicht mehr schenkten als körperliche Befriedigung. Der Gedanke an ein Kind kam ihnen erst, als sie sich so vertraut waren, daß Diego mit geschlossenen Augen exakt die Umrisse jedes einzelnen der kleinen, schimmernden Fußnägel seiner Frau nachzeichnen konnte und sie haarscharf den Abstand zwischen Mund und Nasenspitze bei ihrem Mann traf, wenn sie mit dem Finger die Linie seines Profils in die Luft malte. Josefa wußte, daß jeder Zahn des gleichmäßig blitzenden Gebisses, das Diego beim Lachen zeigte, beim genauen Hinsehen eine andere Schattierung aufwies. Und er wußte nicht nur, daß seine Frau mit ihrer Gestalt göttinnengleich den Harmoniegesetzen gehorchte, sondern auch, daß sie einen hochgewölbten Gaumen und unsichtbare Mandeln hatte.

Gab es noch etwas, das sie beim anderen nicht erkundet hatten, dann kaum mehr, als jedermann bei sich selbst verborgen bleibt. So wünschten sie sich nun ein Kind, das ihnen das von ihren Sehnsüchten und ihren ererbten Anlagen erzählen würde, was ihnen nie einfiel. Um sicher zu sein, alles Nötige zur Erzeugung eines Menschenkindes getan zu haben, wollten sie fortan versuchen, was sie bisher als absurd abgetan hätten: einen Kräutersud trinken, den Josefa *damiana* nannte und Diego Sauri *turnera aphrodisiaca*; die Mondphasen beachten, um peinlich genau Josefes fruchtbare Tage festzustellen und sich dann nur um so begieriger der Sinnenglut hinzugeben.

In alledem befolgten sie die Vorschläge und Rezepte des zu Rate gezogenen Doktor Octavio Cuenca, Arzt und seit Diegos erstem in Puebla erlebten Abendrot sein Freund, zu dem er im Laufe der Jahre und der gemeinsamen Erkenntnisse eine brüderlich innige Zuneigung gefaßt hatte.

Seit Josefa Veytia in ihrer Jugend in einem stürmischen Mai vorzeitig von der Menstruation überrascht worden war, hatte diese sie stets bei abnehmendem Viertelmond ereilt. Daher schloß Diego Sauri die Apotheke hinfort am dreizehnten Tag nach dieser Mondphase und kam in den folgenden drei Tagen

nicht einmal mehr zum Zeitunglesen. Ihre intensiven Bemühungen, für Nachwuchs zu sorgen, wurden nur hin und wieder unterbrochen, damit Josefa einen ordentlichen Schluck des Suds nehmen konnte, in dem zuvor zwei Stunden lang die Zwiebel der lilienartig blühenden Pflanze gebrüht worden war, die die Kräuterfrau vom Markt *Oceoloxóchiltl* nannte und Diego *Tigridia Pavonia*. Auf ihren wissenschaftlichen Namen und ihre Heilkraft war er im Buch eines Spaniers gestoßen, der im 16. Jahrhundert Neuspanien bereist hatte, um die Pflanzen zu erkunden, die bei den alten Mexikanern gebräuchlich waren. Mit klopfendem Herzen hatte er gelesen: »Man sagt aber, / wenn ein Weib von diesr Artzney trinkt, / so geschiehts, / daß sie dardurch empfangen koente.« In die Indios setzte er künftig seine letzte Hoffnung, die er bei den Ärzten und den Mitteln, die er selbst in seiner Apotheke mixte, allmählich verlor. Alles, was an Pillen aufzutreiben war, hatte er bereits selbst geschluckt und seiner Frau verabreicht, und allmählich hatte er es satt, erleben zu müssen, wie die Hoffnung erlahmte und sie die Friedlichkeit des Ortes immer weniger genießen konnten.

So lebten sie mehrere Jahre lang mit der Enttäuschung, daß ihre Körper zwar wunderbar harmonisierten, aber es nicht schafften, über sich hinauszuwach-

sen. An einem Dreizehnten schließlich kleidete sich Josefa schon frühmorgens an, und als ihr Mann die Augen aufschlug und seine Pflicht tun und Josefa ein Kind machen wollte, fand er die sonst von ihr angewärmte Stelle zu seiner Linken verlassen vor.

»Ich mag nicht mehr«, sagte sie, als er auf der Suche nach ihr, immer noch mit baß erstaunter Miene, die Küche betrat. »Mach die Apotheke auf.«

Diego Saura gehörte zu den wenigen Männern, die ohne zu fragen den Willen Gottes, aus dem Mund ihrer Frau verkündet, befolgen. Seinen Agnostizismus hatte er sich mühsam genug erarbeitet und schließlich selbst Josefa überzeugt, daß Gott nur ein Wunschbild des Menschen sei. Und doch respektierte er den Heiligen Geist, den er hinter der Stirn seiner Frau erahnte. Folgsam kleidete er sich an und begab sich nach unten, um seinen Kummer zwischen Kolben, Waagen und den Düften in seiner Apotheke im Erdgeschoß des Hauses zu vergessen. Für ein paar Tage beehrte er sie nicht mehr. Eines Morgens, als der erste Lichtstrahl ins dunkle Schlafzimmer fiel, wagte er, sie wieder zu fragen, ob sie es tun sollten, einfach so. Josefa willigte ein, besänftigte sich und sprach nie mehr von einem Kind. Ganz allmählich begannen sie zu glauben, es sei besser so.

Im Jahr 1892 war Josefa Veytia eine Frau in den Dreißigern mit dem aufrecht stolzen Gang einer Flamencotänzerin. Sie erwachte stets mit neuen Plänen im Kopf und fiel abends erst in Schlaf, wenn diese in die Tat umgesetzt waren. Im Augenblick der Sinneslust verschmolz sie mit ihrem Mann und verdarb ihm nie die Freude des Gleichklangs in einem Spiel, das so viele Männer solo spielen. Zwischen den Brauen über ihren tiefen, runden Augen stand immer eine Frage, doch aus ihren Mundwinkeln sprach eine Gelassenheit, die nicht auf Antworten drängte. Das Haar trug sie über dem stolzen Nacken aufgesteckt, wo Diego sie am Nachmittag so gerne küßte, als Vorgesmack auf das Leuchten ihrer Nacktheit in der Dämmerung. Josefa besaß noch dazu die Gabe, im richtigen Moment zu reden oder zu schweigen. Nie mangelte es ihnen an Gesprächsstoff. Mal redeten sie bis Mitternacht, als hätten sie sich eben erst kennengelernt, und mal erwachten sie frühmorgens mit dem Drang, sich ihren letzten Traum zu erzählen.

In der Nacht, als sie entdeckte, daß der Mond doppelt so rund war wie sonst, wenn der erste rote Fleck in ihren blütenweißen Höschen die Qualen ihrer Periode ankündigte, begann Josefa das Gespräch mit

der Bemerkung, sie sei beunruhigt. Sie kannte nichts Pünktlicheres als ihre peinigende Menstruation: An einem Samstagmorgen um Viertel nach zehn hatte sie zum ersten Mal gespürt, wie ihr etwas die Schenkel hinabrann. Es war der 5. Mai gewesen, die gesamte von Schießpulvergeruch und aufwallender Sieges euphorie erfüllte Stadt Puebla war auf den Beinen gewesen in gespannter Erwartung eines Scheingefechts zur Feier des Triumphes über die französische Besatzungsarmee vor einigen Jahren. Als die große Glocke der Kathedrale mit dumpfem Klang die Stunde der Schlacht einläutete, hatten sie und ihre Schwester Milagros auf der Veranda gestanden und mit ihren Taschentüchern den vorbeimarschierenden Soldaten und bewaffneten Zivilisten zugewinkt. Krieg gehörte für die Menschen damals zum Alltag, und große Gefahren boten stets Anlaß zu rauschenden Festen. Folglich war Josefa nicht etwa erschrocken, als sie merkte, wie das Blut an ihren Schenkeln hinabrann, sondern hatte sich umgedreht und ausgerufen: »Getroffen, aber ich ergebe mich nicht!«

In jener Nacht hatte der Mond als abnehmendes Viertel geschienen. Fortan war die Blutung zweihundertfünfzehn Monate lang immer bei abnehmendem Viertelmond aufgetreten. Daher nun Josefás Bemerkung »ich bin beunruhigt«, als sie den Vollmond auf-